

II Enge im Bürgerlichen

Der junge Goethe hat den ästhetischen Aufstand gegen das Bürgerliche mitgetragen. Man kann die Gefühlskultur des »Sturm und Drang« als eine Jugendbewegung ansehen, die sich über die Erstarrung des Lebens in moralischen Regeln und Vorschriften empört, und Goethes Wertherroman als Affront gegen das bürgerliche Selbstverständnis¹⁷ lesen. Jedoch fußt der antibürgerliche Widerspruch auf innerbürgerlichen Gegensätzen, die schon länger vorhanden sind. Das bürgerliche Bewußtsein ist für sie empfänglich. »Die Leiden des jungen Werther« waren, sagt Thomas Mann, »der größte, ausgedehnteste, sensationellste Erfolg, den Goethe, der Schriftsteller je erlebt hatte.«¹⁸ Dem war so, weil darin nicht nur das kranke Gemüt eines Sonderlings geschildert, sondern in diesem Einzelschicksal von einem Leiden erzählt wird, in dem sich viele junge Menschen wiedererkennen. Sie begeistern sich für ihn, weil sie ihr eigenes Lebensgefühl darin wiederempfunden finden. »Werthers schwärmerische, überströmende Emotionalität entsprach einer vor allem in der Jugend weitverbreiteten Stimmung sentimentaler Individualisierung.«¹⁹ Goethe hat in dem empfindsamen Jüngling eine Kunstgestalt geschaffen, die sich nicht in die bürgerliche Welt einzufügen vermag, aber auch nicht zu sich selbst findet. »Er bricht überall aus: aus der Welt der bürgerlichen Berufstätigkeit, aus den Spielregeln der Gesellschaft, schließlich aus seinem ihm zu eng gewordenen Leben.«²⁰ Das Leiden an der Gesellschaft und an sich selbst geht ungetrennt ineinander über. Er leidet an seiner leidenschaftlichen Liebe und ihrer Unverträglichkeit mit bürgerlichen Erwartungen, die ihr Tugendbindungen auferlegen wollen. Verweigerung und Wahn treffen sich in der Abkehr von widersprüchlichen Zumutungen einer Gesellschaft im Übergang, in der noch Standesdünkel herrschen, aber nicht mehr überzeugen.

Die erschreckend anziehende Verknüpfung von Sexualität und Tod ist für den literarischen Erfolg und die moralische Verdammung des Romans gleichermaßen bedeutsam. In seiner Verbindung von Liebesleidenschaft und Todessehnsucht drückt die »Krankheit zum Tode«²¹, in die sich der Leser einfühlt, eine allgemeine Stimmung der Ausweglosigkeit aus, und Goethe vermutet, daß sein Roman deswegen eine so große Wirkung hatte, »weil er überall anslug, und das Innere eines

17 Vgl. Klaus R. Scherpe: Werther und Wertherwirkung, ³1980, S. 15, 19, 31, 55, 69, 75.

18 Thomas Mann: Goethes »Werther«, in Thomas Mann: Schriften und Reden zur Literatur, Kunst und Philosophie, Bd. 2, Frankfurt 1968, S. 338.

19 Dieter Wellershoff: Der verstörte Eros. Zur Literatur des Begehrens, Köln 2001, S. 17.

20 Jochen Schmidt: Die Geschichte des Genie-Gedankens 1750–1945. Bd. 1. Von der Aufklärung bis zum Idealismus, Darmstadt 1985, S. 325.

21 J. W. Goethe: Die Leiden des jungen Werther, in Goethes poetische Werke. Vollständige Ausgabe. Sechster Band. Erzählende Dichtungen. Erster Teil, Stuttgart 1952, S. 54.

kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich«²² gemacht wurde. Ihr gegenübergestellt ist die Aussicht auf ein Dasein, das »von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt«²³ ist und sich »in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten«²⁴ muß. Gegen die kahle und kalte Rationalität von stumpfen Verstandesmenschen wird das Selbstgefühl eines Menschen ausgespielt, der leidenschaftlich empfindungsfähig ist. In überschwenglicher Leidenschaft überschreitet er Verstandesgrenzen, die gezogen werden, um gegen die Gefahren abzuschirmen, in die er sich selbstzerstörerisch stürzt.

Erzählt wird die *Geschichte eines scheiternden Lebens*. Es mißlingt, weil ein empfindsames Gemüt sich nicht in der Ordnung zurechtfindet, die ihm abverlangt wird und auch abverlangt werden muß. Narzißtisch seinen Gefühlen hingegen, ist Werther nicht fähig, das Eigenrecht anderer Menschen zu berücksichtigen. Alles, was ihm Einhalt gebietet, wird als unerträgliche Einschränkung empfunden. Goethes Erzählung führt die Geschichte einer Selbstzerstörung vor, sie ist aber auch eine Geschichte der Unmöglichkeit menschlichen Zusammenlebens nach dem Naturgesetz des triebhaften Begehrens. Die Verweigerung seiner naturgemäßen Zielsetzung beschwört einen scheinbar ausweglosen Konflikt zwischen Natur und Kultur herauf. Die Auseinandersetzung von Bürgertum und Künstlertum, die darin eingewoben ist, scheint in einem unversöhnlichen Gegensatz zu verharren, weil ihre auseinanderstrebenden Lebensentwürfe nicht miteinander vereinbar sind. Nur gegenseitige Verachtung verbindet sie.

In den Erfahrungen der Gefühlsverstrickung und der leidenschaftlichen Sinnlichkeit, die nicht nur in Goethes Werther als Zusammenstoß zwischen einer starren Weltordnung und einem daran zerbrechenden Menschen geschildert werden, verändert sich die Wahrnehmung dieses Verhältnisses. Der *Vorrang des Inneren* wird weiterhin aufrechterhalten, er trifft nun aber auf die *Vormacht des Äußerer*, an der sich bricht, was ihr sich nicht anzupassen weiß.

Es greift zu kurz, Werther nur als ein Opfer äußerer Verhältnisse zu sehen. Wohl trifft es zu, daß er diskriminierende Standesunterschiede empfindet und unter einem Standesdünkel leidet, durch den er sich herabgesetzt, erniedrigt und entwürdigt fühlt.²⁵ Man kann es dahingestellt sein lassen, ob die Adelsgesellschaft, die ihn ausstößt, wirklich schon eine »Adelsgesellschaft im Endstadium des Verfalls«²⁶ ist. Von untergeordneter Bedeutung ist auch das historische Schema, wonach Deutschland dabei ist, die europäische Entwicklung nach- und einzuholen, der es beständig hinterhergehinkt ist.²⁷ Wenn man Werther aber als »Opfer einer überholten und

22 J. W. Goethe: Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, in Goethes poetische Werke. Vollständige Ausgabe. Achter Band. Autobiographische Schriften. Erster Teil, Stuttgart 1952, S. 681.

23 Goethe, a. a. O., S. 680.

24 Goethe, a. a. O., S. 680.

25 Vgl. J. W. Goethe: Die Leiden des jungen Werther, in Goethes poetische Werke. Vollständige Ausgabe. Sechster Band. Erzählende Dichtungen. Erster Teil, Stuttgart, o. J., S. 72 f., 77–80, 96.

26 Leo Löwenthal: Das bürgerliche Bewußtsein in der Literatur, in Leo Löwenthal, Schriften, Bd. 2, Frankfurt 1990, S. 162.

27 Vgl. L. Löwenthal, a. a. O., S. 163 f.

anachronistischen Klasse«²⁸ betrachtet und an ihm die Stellung des Individuums in der gesellschaftlichen Ordnung²⁹ und deren Einfluß auf seine psychische Verfassung vorführen will, stößt man schnell an Grenzen der räumlichen Metapher des Innen-Außen-Verhältnisses. Soziales und Subjektives sind nicht wie Behälter und Inhalt ineinandergeschachtelt, und das psychisch Innere ist nicht nur eine abbildende Wiederholung des erinnerten Äußeren.

In der Krankengeschichte, die Goethe ausbreitet, ist eine Kränkungs- und Krankheitsgeschichte enthalten. Werthers seelische Befindlichkeit ist von der niederdrückenden Erfahrung durchherrscht, überall abgewiesen zu werden. Die Zurückweisung seiner Liebeswerbung wird als Bestätigung dieser Erfahrung aufgefaßt. Zuvor schon war seine Seele nicht im Gleichgewicht, die unglückliche Liebe wird nun aber zum Kristallisationspunkt für das allgemeine Gefühl des Abgewiesenwerdens und Ausgestoßenseins. Nicht der Verstand und der verständige Umgang mit sich und anderen stehen im Mittelpunkt seines Lebens, sondern das Selbstgefühl, und zwar das verletzte Selbstgefühl. Selbstzweifel und Selbstüberhöhung gehen ineinander über, sie bleiben aber nicht auf das innere Selbst und seine Äußerungen beschränkt, sondern beeinflussen auch die Wahrnehmung und Deutung von Eindrücken, die von anderen Menschen ausgehen. Inneres und Äußeres sind in der Lebenseinstellung des verletzten Selbstgefühls nicht voneinander abzulösen oder gar gegeneinander auszuspielen. Wechselwirksam hängen der gestörte Selbstbezug und der gestörte Weltbezug miteinander zusammen. Das Ungenügen an der Gesellschaft, das Werther empfindet, ist das Gefühl eines Mangels an mitfühlender Mitmenschlichkeit. Die Klage darüber, daß Menschen einander nicht verstehen und einander wenig bedeuten³⁰, ist ein schmerzliches Bedauern darüber, daß es den äußeren Beziehungen an Innerlichkeit gebricht, und eine Bekundung eines Bewußtseins darüber, daß diese Gleichgültigkeit, die sich im äußeren Umgang von Menschen miteinander bekundet, sich in einem inneren Leiden niederschlägt. Werther ist schwermütig. Wehmut und Trauer kreisen um den Verlust von innig Erwünschtem und vielleicht niemals Erhaltenem. In einer Verschränkung widerstreitender Gefühle schöpft Werther Trost aus seinem Leiden. Im Übergang »von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft«³¹ kreisen seine inneren Lebenswünsche um eine äußere Verweigerung, die ihm wiederum bestätigt, was innerlich schon ausgemacht ist. So sind Lebensüberdruß und Todessehnsucht, die ihn schließlich zum Selbstmord treiben, einer Gemütsverfassung zugehörig, in der sich die Sehnsucht, aus sich heraus zu gelangen, mit der Verweigerung paart, Anderen ihr Eigenrecht zuzugestehen. In der Wechselbeziehung von Narzißmus und Melancholie wird der Selbsteinschluß zu einem unentrinnbaren Gefängnis, dessen Mauern aus Zurückweisung und Stolz bestehen.

Aus diesem Gefängnis des sich in sich selbst verlierenden Selbst ist die Liebe kein Ausweg. Werther erträgt die Zurückweisung seiner leidenschaftlichen Liebe nicht, weil sie auf ein schon verletztes Selbstgefühl stößt. Der Verstand gibt keinen Halt. Er

28 L. Löwenthal, a. a. O., S. 168.

29 Vgl. L. Löwenthal, a. a. O., S. 161.

30 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 57, 91.

31 Goethe, a. a. O., S. 13.

kann das Leidensschicksal³² nicht abwenden, zu schwach sind die Verstandesgrenzen, um überschwengliche Leidenschaften eindämmen zu können. »Der Mensch ist Mensch, und das bißchen Verstand, das einer haben mag, kommt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wütet und die Grenzen der Menschheit einen drängen.«³³ Der Mensch ist nicht Herr seiner Gefühle und Empfindungen. Dies ist im alltäglichen Leben der Fall, noch mehr in der krankhaften Übersteigerung, wo sie überwältigend in ihm wirken, ohne daß er sie zu ergründen vermöchte, ein »inneres unbekanntes Toben«³⁴ ihn umtreibt und er gegen »die tobende, endlose Leidenschaft«³⁵ machtlos ist. Die Vernunftprüfung setzt aus oder wird emotional verzerrt. Davon sind der Umgang mit sich selbst und der Umgang mit anderen gleichermaßen betroffen. Man kann nicht hinter die Verschränkung des inneren Selbst mit den äußeren Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens zurückgreifen.

Jeder ist seiner Zeit angehörig, auch da, wo er an ihr leidet oder sich gegen sie wendet. Die Einschreibung einer Kränkungsgeschichte und der Ausblick auf eine heilende Umgestaltung der sozialen Verhältnisse brauchen keineswegs in die Form einer Entwicklungsgeschichte des Übergangs von einer (absterbenden) feudalen zu einer (siegreich sich durchsetzenden) bürgerlichen Ordnung gebracht zu werden. Goethe hat für Werther eine andere Möglichkeit skizziert. Aufgeboten wird nicht die Antizipation einer bürgerlichen Entfeudalisierung der Gesellschaft, die sich bereits anbahnt, sondern die Rückwendung in eine verklarte Vergangenheit, um das Wunschbild einer Übereinstimmung des Seelischen und Sozialen zu zeichnen. Goethe entwirft das *Gegenbild einer patriarchalischen Ordnung* und der gleichsam paradiesischen Lebensumstände³⁶, in denen Inneres und Äußeres harmonisch zusammenstimmen, und verweist auf die Kindheit³⁷, die Zeit der Unschuld und der Keime aller Tugenden³⁸, die in den (noch) unverdorbenen und natürlichen Empfindungen angelegt sind. Im Familienbild des patriarchalischen Lebens wird eine Vergangenheit heraufbeschworen, die mit dem Natürlichen und daher Richtigen in Eins gesetzt wird. Das *Leben in Einklang mit der Natur* wird als Gegenentwurf gegen Entfremdung und Entwürdigung angesetzt, die sowohl in der feudalen wie in der bürgerlichen Ordnung des Lebens zu beobachten sind.

Es ist für Werther schmerzlich, sich einsam zu fühlen, weil er nicht in Übereinstimmung mit anderen Menschen leben kann. Es liegt jedoch auch eine andere, eine tröstende Erfahrung in der Einsamkeit. Es ist die Einsamkeit dessen, der sich von den Menschen absondert und im Einssein mit der Natur eine Glückswendung seiner Stimmung erfährt. In der Betrachtung der Natur ist er »in dem Gefühl von ruhigem Dasein versunken«³⁹, spürt er im Spiegel seiner Seele »die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach seinem Bilde schuf, das Wehen des allliebenden, der

32 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 94.

33 Goethe, a. a. O., S. 57.

34 Goethe, a. a. O., S. 101.

35 Goethe, a. a. O., S. 62.

36 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 12, 20, 33.

37 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 34, 41, 83.

38 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 34.

39 Goethe, a. a. O., S. 11.

uns in ewiger Wonne schwebend trägt und erhält.«⁴⁰ Die Einstimmung der Seele mit der Natur, in der sie die Gegenwart Gottes verspürt⁴¹, hält freilich nicht an. Im jähen Umschlag der Stimmung tritt eine andere Naturerfahrung hervor. Nicht mehr Gott, sondern der Tod wird zur beherrschenden Erfahrung. Aus der Quelle des Glücks wird die Quelle des Elends, aus der lebenden und belebenden Natur ein sinnloser Kreislauf von Bildung und Zerstörung.⁴² In der Abhängigkeit der Naturerfahrung von der Stimmung des Erlebenden wird ihre Unbeständigkeit im Wechselspiel des inneren Selbst und der äußeren Wahrnehmung als Auslöschung des göttlich Bergenden in ihr empfunden. Werther klagt über diesen Stimmungswandel in der Naturbetrachtung: »Es hat sich vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabs.«⁴³ Die alllebende, vom Geist des Ewigschaffenden⁴⁴ durchdrungene Natur wird zum Schauplatz des unüberwindbaren Todes. Nichts ist in ihr zu sehen »als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.«⁴⁵

Man kann Werthers Entsetzen über den Verlust des Göttlichen in der Natur als individuelle Fehlwahrnehmung, als verzerrte Naturerfahrung eines psychisch kranken Menschen abtun, und Goethe mag dies selbst später auch so gesehen haben. Wahrheitsgeschichtlich ist es aber ertragreicher, darin die Vorzeichnung einer Abkehr von der Vergöttlichung der Natur und der Verleugnung des Todes in ihr zu erblicken. Die Erfahrung der Vergänglichkeit wird nicht mehr verdeckt. Der vergängliche Mensch in einer verschlingenden Natur nimmt Gestalt an. Dies ist schwer erträglich, und die in religiösen Sinndeutungen eingefangene Naturerfahrung sperrt sich gegen die Endlichkeit des Lebens und die Herrschaft des Todes in ihm, die ängstigend in sie einzubrechen droht.

Goethe widersetzt sich Newton, weil dessen Naturwissenschaft keine lebendige Natur kennt. Seine pantheistischen Neigungen sind bekannt.⁴⁶ Jedoch lauert im Untergrund seines spinozistischen Pantheismus ein Verdacht, der sich, obwohl er ihn zu übergehen sucht, doch nicht gänzlich unterdrücken läßt. Er tritt in der melancholischen Stimmung Werthers hervor, dem sich die Vergänglichkeit des Menschen in einer ihn vertilgenden Natur offenbart. Die ästhetische Erfahrung, in die überwältigende Schönheit der Natur hineingenommen zu werden, hält diesem Todesbewußtsein nicht stand. Der Blick auf die Natur verliert, wie Werther feststellen muß, die Kraft der gefühlvollen Verlebendigung.⁴⁷ Die Erinnerung an genossene Schönheit beseelt ihre gegenwärtige Wahrnehmung nicht mehr. Dies ist aber noch nicht die letzte Wendung der Schwermut. Der Einbruch des Todes in die ästhetische Erfahrung der Natur zerstört die überdauernde Daseinsgewißheit, er wird aber in einer suizidalen Umwendung der Todesangst in einen Todeswunsch abgefangen. Das

40 Goethe, a. a. O., S. 11.

41 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 58 f.

42 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 60.

43 Goethe, a. a. O., S. 59.

44 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 59.

45 Goethe, a. a. O., S. 60.

46 Vgl. Martin Bollacher: Der junge Goethe und Spinoza. Studien zur Geschichte des Spinozismus in der Epoche des Sturms und Drangs, Tübingen 1969, S. 116 ff.

47 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 92 f.

individuelle Leben neigt sich dem Tode zu, weil es in sich keine Erfüllung findet.⁴⁸ Der Tod wird zum Ausweg im Ausweglosen.

Ein unüberbrückbarer Gegensatz trennt bürgerliche und künstlerische Existenz. Werther wird von ihm zerrissen, weil er beide verfehlt. Er vermag sich nicht in die bürgerliche Ordnung des Lebens zu schicken, ist aber auch nicht fähig, das innere Toben des aufständigen Gefühls in eine künstlerische Ausdrucksform zu fassen, die heilsam überwindet, was ihn bedrängt. Es mangelt ihm an Mitteln zur Mitteilung der Empfindsamkeit für die Natur und das Natürliche, die sein Leiden lindern könnte, indem es sich für andere aufschließt.

Die *Kritik der bürgerlichen Moral*, die im Werther vorgetragen wird, wendet sich gegen die Engführung aller menschlichen Beziehungen auf ökonomische Interessen und ihre moralische Ummantelung. Sie prangert die Zerstörung der natürlichen Mitmenschlichkeit in den ökonomischen Tugenden (Fleiß, Sparsamkeit, Gewissenhaftigkeit, Pflichterfüllung) an, die Menschen in vorgefertigte Zweckbestimmungen einpassen, und ersetzt sie im Rückgriff auf die Natur durch eine nicht zweckentfremdete Moralität des natürlichen Gefühls. Werthers Entrüstung über gesellschaftliche Zumutungen ist getragen von einem Naturvertrauen, das seinem Stimmungswandel zwar nicht standhält, im Roman jedoch darüber hinausweist. Fluchtpunkt der Kritik an den bestehenden Beziehungsformen zwischen Menschen ist nicht die christliche Erlösungshoffnung, sondern die pantheistische Einkehr in eine unbeschädigte Natur. Goethes Einstellung zur christlichen Religion ist von seiner Überzeugung beeinflusst, daß Gott, wenn es ihn gibt, nur in der Natur zu finden ist. Er lehnt es ab, die Natur im Lichte einer transzendenten Erlösung zu betrachten. Dennoch gibt es für ihn ein Außerhalb, zu dem übergegangen werden muß. Ein gelingendes Leben ist nur im Einklang mit der Natur zu finden, die innerhalb der bürgerlichen Lebensform nicht möglich ist. Daher seine Sehnsucht nach patriarchalischen Urzeiten, daher auch sein Beharren auf einer Unvereinbarkeit von Künstlertum und Bürgerlichkeit in einem Leben, das sich den Maßstäben des erfolgreichen Wirtschaftens entzieht.

Die soziale Gestaltung des individuellen Lebens hatte Werther vor unerfüllbare Forderungen gestellt, weil sein Freiheitsdrang und sein Zuneigungsbedürfnis innerhalb der bürgerlichen Welt der ökonomisch beschränkten Mitmenschlichkeit in einen zerrüttenden Widerspruch geraten sind. Hier nun ist ein Wandel bei Goethe festzustellen. »Wilhelm Meisters Lehrjahre«, sein klassischer Bildungsroman, verwirft den bürgerfeindlichen Grundzug einer Neigung zur Kunst, die sich in der Verweigerung aller Anpassung in sich vollenden zu können glaubt. Die »Leiden des jungen Werther« beschreiben die seelischen Abgründe einer fortschreitenden Entwurzelung, »Wilhelm Meisters Lehrjahre« einen Bildungsgang, der alle Überschreitungen der bürgerlichen Ordnung in sie zurückführt. Das »Schauspiel der Menschheit«⁴⁹ wird in der Bildung eines einzelnen Menschen aufgeführt. Dargeboten wird nicht nur die Ausbildung eines inneren Selbst, sondern, in Einheit damit, die Anleitung zu einem selbsttätigen Leben. In diesen Zusammenhang von innerem Selbstbezug und äußerem Weltverhältnis wird auch die Verbindung von Leben und

48 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 109.

49 Friedrich Schlegel: Über Goethes Meister, in Friedrich Schlegel: Kritische Schriften, München 1964, S. 469.

Kunst aufgenommen. Das Individuum tritt der Gesellschaft nicht mehr feindlich entgegen, es lernt, sich zu begrenzen und sich dadurch zu verwirklichen. Die Selbstbegrenzung in einer harmonischen Einheit, zu der es angeleitet wird, schließt auch die Religion ein, eine Religion allerdings ohne Angst und Selbsterniedrigung, eine Religion, die von Bedrängnissen der Gewissensqualen und der Strafdrohungen frei ist.⁵⁰

Wilhelm Meister, Sohn eines Kaufmannes, dessen Nachfolge er antreten soll, verfällt in eine jugendliche Schwärmerei für das Theater, die ihn dazu verführt, das schal gewordene Glück des bürgerlichen Lebens zu verwerfen und aus der ökonomischen Laufbahn herauszutreten, die für ihn vorgesehen war. Er setzt ihr eine ästhetische Bildung entgegen⁵¹, die ihm weit vielversprechender zu sein scheint. Die Scheinwelt des Theaters wird der bürgerlichen Welt der ökonomischen Zwecke und ihrer verständigen Ordnung vorgezogen.⁵² Er kommt in seiner Entwicklung, in der er die Zwänge, auch die ökonomischen, des Theaterlebens kennenlernt, immer weiter von dieser Entgegensetzung ab. Die Zersetzung jugendlicher Illusionen, die Goethe schildert, kann als Abrechnung mit dem Sturm und Drang und als Korrektur der Weltsicht Werthers gelesen werden.⁵³ Der Absolutismus der Empfindungen wird gebrochen, auch durch den Außenblick des Erzählers und das Gewicht von Gegenspielern, die sich ihm widersetzen.⁵⁴ Der jugendliche Mangel an Welt- und Menschenkenntnis wird durch einen Bildungsgang behoben, und die illusionäre Idealisierung bricht sich an Erfahrungen, die in der Übung und Entwicklung von angeborenen Anlagen mit weltlichen Verhältnissen bekannt macht, in denen Wilhelm Meister einzusehen lernt, »daß es in der Welt anders zugehe, als er es sich gedacht.«⁵⁵ Es ist ein Zusammenspiel von inneren Anlagen und äußeren Verhältnissen⁵⁶, in denen Wilhelm Meister seine theatralische Sendung übersteigt, die seine Bildung ursprünglich abschließen sollte.⁵⁷ Das »Gemälde einer theatralischen Wirtschaft und Liebschaft«⁵⁸ erweitert sich zum Bild des tätigen Umgangs von Menschen miteinander in allen Lebensbereichen. Erziehung ist nicht nur eine Anleitung, die an Neigungen anschließt, sie soll Fähigkeiten erschließen, die im Menschen angelegt sind.⁵⁹ Das Wesen des Menschen ist Tätigkeitsein.⁶⁰ Alle Bildung, auch die Charakterbildung, hat darauf auszugehen, die in ihm schlummernden Anlagen zu befördern

50 Vgl. J. W. Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre, in Goethes poetische Werke. Vollständige Ausgabe. Siebter Band. Erzählende Dichtungen. Erster Teil Stuttgart 1950, S. 428–433, 437, 448–459, 482, 677–681.

51 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 335.

52 Vgl. Rolf Grimminger: Die Ordnung, das Chaos und die Kunst, Frankfurt 1986, S. 209.

53 Vgl. R. Grimminger, a. a. O., S. 205, 213.

54 Vgl. Rüdiger Safranski: Goethe. Kunstwerk des Lebens. Biographie, München 2013, S. 234.

55 Goethe, a. a. O., S. 208.

56 Vgl. Christian Gottfried Körner: Über Wilhelm Meisters Lehrjahre, in Christian Gottfried Körner: Ästhetische Ansichten. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Joseph P. Bauke, Marbach 1964, S. 60.

57 Vgl. R. Safranski, a. a. O., S. 235, 407.

58 Schiller, in Paul Stapf (Hg.): Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Hamburg 1960, S. 40.

59 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 604.

60 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 604 f.

und dafür Sorge zu tragen, daß er seiner Natur gemäß tätig sein kann. Aus Wilhelm Meister soll ein tüchtiger Mensch werden. Goethe schildert in seinem Bildungsroman den Weg, auf dem ein begeisterter Jüngling zu einem ernsthaften, fähigen Mann werden soll. Leitend ist das *Ideal des tätigen Lebens*⁶¹, in dem sich der Mensch nicht nur ständig weiterentwickelt, weil in jeder Anlage die Kraft liegt, selbst sich zu vollenden⁶², sondern auch sein Blick auf sich geschärft wird, weil Selbsterkenntnis nur in beobachtendem Tätigsein gewonnen werden kann.⁶³ Dieses Ideal des tätigen Lebens darf aber nicht mit der kaufmännischen Handelstätigkeit und ihrem Ziel, der Besitzanhäufung gleichgesetzt werden.

In Wilhelm Meisters Bildungsgang wird die Stufe der Entgegensetzung von künstlerischer und bürgerlicher Existenz überschritten. Das bedeutet aber nicht, daß er in seiner Einübung in ein tätiges Leben bloß eine Hinwendung zum Endziel der bürgerlichen Existenz vollziehen würde. Die Mängel und Schwächen des bürgerlichen Bewußtseins, die seiner ökonomischen Begrenzung geschuldet sind, werden nicht ausgespart. Insofern erzählt die Bildungsgeschichte Wilhelm Meisters nicht einfach eine der üblichen Einbürgerungsgeschichten⁶⁴, sie verfängt sich auch nicht gänzlich »in utilitaristischen Lebensbezügen«⁶⁵, denn das ökonomisch Notwendige ist darin aufgehoben, aber nicht mehr nur verworfen, sondern in den umfassenderen Zusammenhang des menschlichen Lebens insgesamt gestellt. Obwohl Wilhelm Meister zu einem tugendhaften Bürger heranwächst⁶⁶, ist eine Überschreitung der bürgerlichen Ordnung in seinen Werdegang eingezeichnet. Die bürgerliche Unbeholfenheit in allem Nichtökonomischen tritt auch im Vergleich des Bürgers mit dem Edelmann zutage.⁶⁷ Schiller lobt Goethe dafür, »daß Sie, bei aller gebührenden Achtung für gewisse äußere positive Formen, sobald es auf etwas rein Menschliches ankommt, Geburt und Stand in ihre völlige Nullität zurückweisen und zwar, wie billig, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren.«⁶⁸ Im moralischen Bild des Menschen⁶⁹, das er ihn zeichnen sieht, sollen Standesgegensätze keine Rolle spielen. Es ist aber nicht zu übersehen, daß Unterschieden zwischen Adel und Bürgertum doch eine bedeutende Rolle eingeräumt wird. Dabei geht es nicht um Vorrechte, sondern um Befähigungen. Goethe weist darauf hin, daß die bürgerliche Bildung beschränkt ist. Vor allem ist es die öffentliche Tätigkeit, die für einen Bürger unzugänglich bleibt, weil er einseitig darauf ausgerichtet ist, sich brauchbar zu machen für die berufliche Arbeit, in der er aufgeht.⁷⁰ Bürgern wird eine politische Stellung nicht deshalb abgesprochen, weil sie das Vorrecht des Adels ist, sondern weil sie angeblich dazu nicht fähig sind. Daher sollen sie tun und wirken, aber nicht leisten und schaffen.⁷¹ Die

61 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 222, 402 f., 471, 481, 516, 572, 604, 638 f., 642, 654.

62 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 642.

63 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 638.

64 Vgl. R. Grimminger, a. a. O., S. 204.

65 Bruno Hillebrand: *Theorie des Romans. Erzählstrategien der Neuzeit*, Stuttgart 1993, S. 151.

66 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 583.

67 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 336 ff.

68 Schiller, a. a. O., S. 168.

69 Vgl. Schiller, a. a. O. 166.

70 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 336 ff.

71 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 338.

Grenzlinie, die ihnen gezogen ist, legt sie auf ökonomische Funktionen fest. Sie bleiben, wie erfolgreich sie auf ihrem Gebiet auch sein mögen, unmündige Untertanen eines Staates unter adliger Führung, der ihnen keinen politischen Einfluß zugesteht.

Die politischen Unterschiede zwischen Bürgertum und Adel werden nicht auf ihre Entstehungsbedingungen durchleuchtet, sondern als Gegebenheiten hingenommen. Schuld an ihnen ist »nicht etwa die Anmaßung der Edelleute und die Nachgiebigkeit der Bürger, sondern die Verfassung der Gesellschaft selbst.«⁷² Nun könnte man allerdings fragen, wie diese zustande gekommen und wie sie zu ändern ist. Das geschieht nicht. In das Ethos des tätigen Lebens wird mit dieser Trennung aber eine Unterscheidung in den Tätigkeitsbegriff eingeführt, der in der antiken Scheidung von Poiesis und Praxis vorgebildet ist. Überboten wird das politische Handeln noch durch die ästhetische Schöpfung. Der Dichter, der sie hervorbringt, ist über den Gegensatz von Bürger und Adel erhaben. In ihm erfüllt sich der »Traum des Lebens«⁷³, den alle Menschen, meist vergeblich, ersehnen. Er ist ein Günstling der Natur, der erhalten hat, was anderen nicht zuteil geworden ist, und auszudrücken vermag, was sie umtreibt. Er übersieht alles Menschliche, weil er es in sich aufgenommen hat, und gleicht so einem Gott, den das Schicksal über alles hinübergesetzt hat.⁷⁴ »Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter und der Menschen.«⁷⁵

Diese Mahnung hebt darauf ab, daß das Leben selbst nicht nützlich ist und es sich in Tätigkeiten erfüllt, die ihren Zweck in sich selbst haben. Man muß die Grenzen der instrumentellen Nützlichkeitsrationalität sprengen, in denen sich das bürgerliche Bewußtsein gewöhnlich bewegt⁷⁶, um die Lebensfülle wiederzugewinnen, die in seiner Ökonomisierung verlorenzugehen droht. Das heißt aber, es ist notwendig, das gesellschaftliche Miteinander über die Grenzen der Lebenssicherung hinauszuführen, die im bürgerlichen Denken gezogen sind.

Wilhelm Meisters Entwicklung vollzieht sich nicht in einsamer Selbstbildung. Sie wird von den »geheimnisvollen Mächten des Turms«⁷⁷ überwacht und gelenkt. Die Turmgesellschaft, die ihn aufnimmt, trägt nicht durchgängig bürgerliche Züge. In ihre Überschreitung des beschränkt Bürgerlichen ist viel Rückwendung eingelegt. Patriarchalische Träume gehen darin ein, die sich nicht zuletzt in dem Gedanken einer *herrschaftsfreien Vormundschaft* äußern, worin die vorwegnehmende Zwecksetzung des insgeheim Leitenden mit dem wahrhaft Besten für den Geleiteten übereinstimmt.⁷⁸ Das individuelle Leben wird auf ein Bildungsziel hingeführt, das in ihm von Natur angelegt ist. Die lenkenden Mächte, die es befördern, unterstützen diese Entwicklung nur. Sie spielen Schicksal.⁷⁹ Und doch ist das Schicksal nicht bloß gespielt. Man kann ihm zwar nachhelfen und scheinbar zufällige Ereignisse, die unerkannt zusammenhängen, absichtsvoll herbeiführen, um einer göttlichen Führung

72 Goethe, a. a. O., S. 338.

73 Goethe, a. a. O., S. 95.

74 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 94 f.

75 Goethe, a. a. O., S. 95.

76 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 12, 333, 660 f.

77 Goethe, a. a. O., S. 635 f.

78 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 705.

79 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 643.

und Fügung unterzuschieben, was von menschlicher Hand ist.⁸⁰ Die leitende Vernunft täuscht sich jedoch, wenn sie ihre Verfügungsmacht aus sich selbst entnehmen zu können glaubt. Sie ist nur ein Hilfsmittel der Natur, die sich ihrer bedient, um zu erreichen, daß die Keime gedeihen, die sie ausstreut.⁸¹ Ohne den Rückhalt in der Natur wäre die Lenkung der menschlichen Geschicke durch eine geheime Gesellschaft nicht mehr als ein alberner Mummenschanz. Ist das Gewebe der Welt aus Notwendigkeit und Zufall gebildet, spielen beide ununterscheidbar ineinander. Das Schicksal wirkt durch den Zufall.⁸² Es ist nicht alles zufällig, was so zu sein scheint. Man kann nicht wirklich verändernd in seine Naturgrundlagen eingreifen, insofern ist der Schicksalszusammenhang zufälliger Ereignisse, auch wenn menschliche Geheimtätigkeit ihn voranbringt, nicht willentlich auf beliebige Ziele zu richten. Der Menschenerzieher kann sich keine willkürlichen Bildungsziele ausdenken, wenn er erfolgreich sein will, muß er sein Tun der Natur überantworten, die durch ihn hindurch wirkt. Er führt durch den Irrtum zur Wahrheit.⁸³

Es ist die Kunst des Romans, den verborgenen Zusammenhang des Ganzen im Fortgang der Erzählung zu entfalten. Dem dient, wie Schiller offengelegt hat, die Maschinerie der Turmgesellschaft, die dafür sorgt, daß Wilhelm Meister seine Lehrjahre erfolgreich durchläuft. »Ein verborgener wirkender höherer Verstand, die Mächte des Turms, begleiten ihn mit ihrer Aufmerksamkeit, und ohne die Natur in ihrem freien Gange zu stören, beobachten, leiten sie ihn von ferne und zu einem Zwecke, davon er selbst keine Ahnung hat noch haben darf.«⁸⁴ Ob es möglich ist, ein Leben derart zu beaufsichtigen, sei dahingestellt, für das Erreichen der Romanabsicht ist es unabdingbar. Der Leser muß weiter sehen können als der Held.⁸⁵ Ihm muß sich, wie Goethe bestätigt, eine Einsicht in Leben und Lebenssinn⁸⁶ eröffnen, die über den Bewußtseinshorizont des Helden hinausgeht, solange dessen Erziehung noch nicht vollendet ist.

Auf dem Bildungsweg des Lebens, den Wilhelm Meister durchläuft, wird er fortschreitend mit vorentworfenen Zielen bekanntgemacht. Was ihm als offener Verlauf erscheint, erhält durch die fürsorgliche Leitung einer überwachenden Gesellschaft eine teleologische Ausrichtung, die sich in dem planvollen Ganzen des Romans widerspiegeln soll. Dies steht in Widerspruch zu Goethes spinozistischer Abneigung gegen Endursachen, wie sie sich in seinem Lob Kants findet.⁸⁷ Er dringt darauf, die *pantheistische Vergöttlichung der Natur* vom *Anthropomorphismus der Zwecke* zu befreien. Goethes Kritik der anthropomorphen Gottesvorstellungen⁸⁸, die er auch in

80 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 81.

81 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 273.

82 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 81.

83 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 573.

84 Schiller, a. a. O., S. 172.

85 Vgl. Schiller, a. a. O., S. 173.

86 Vgl. Goethe, in Paul Stapf (Hg.): Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Hamburg 1960, S. 177.

87 Vgl. Brief von Goethe an Karl Friedrich Zeller (29.1.1830), in Heinz Härtl (Hg.): Die Wahlverwandtschaften. Eine Dokumentation der Wirkung von Goethes Roman 1808–1832, Göttingen 2013, S. 340.

88 Vgl. M. Bollacher, a. a. O., S. 181 ff.

der christlichen Religion wahrnimmt, schließt sich der Abkehr von finalisierenden Naturbeschreibungen an, in der sich Spinoza, auf den er dabei zurückgreift, einig weiß mit der antiaristotelischen Wende in der frühneuzeitlichen Physik. Im erzählten Leben Wilhelm Meisters kehrt das teleologische Denken jedoch wieder. Es ist im eingreifenden Tun der Turmgesellschaft vorhanden, vor allem aber in der planvollen Anlage des Romans, der schildert, wie in einem exemplarischen Bildungsgang aufeinanderfolgende Entwicklungsstufen durchlaufen und zu einem Vollendungsziel geführt werden. Ein Vergleich von Lebensgeschichte und Schauspiel verdeutlicht dies. »Der Held hat keinen Plan, aber das Stück ist planvoll.«⁸⁹

Nicht erst in seinem suizidalen Ende gibt Werther, ein zerrütteter Mensch, das Beispiel eines *scheiternden Lebens*. Er zerbricht an den gesellschaftlichen Konventionen, mit denen er nicht zurechtkommt. In seinem Geschick spiegelt sich die Zerstückelung der menschlichen Existenz in der bürgerlichen Einengung der natürlichen Gefühle und Empfindungen, aus der er keinen Ausweg weiß als den Tod, der beendet, was er nicht zu ertragen vermochte. Wilhelm Meister dagegen ist das Muster eines *gelingenden Lebens*. Sein Ausbruch aus der bürgerlichen Welt macht ihn nicht zu einer gebrochenen Existenz, sie wird in einem aufsteigenden Bogen der Einfügung in sie zurückgeführt. Wilhelm Meister lernt die Kunst zu leben.⁹⁰ Er wird bürgerlich, bereitet sich darauf vor, eine ihm gebührende Stellung in der Welt einzunehmen, und aus dem ästhetischen Traum von einem ungebundenen Leben zur Bereitschaft an teilnehmender Tätigkeit in einsichtiger Selbstbeschränkung zu erwachen. In seine tugendbürgerliche Bewußtseinsbildung sind jedoch Überschreitungen eingezogen, Überschreitungen auch der bürgerlichen Moral und ihrer ökonomistischen Auslegung. Diese Überschreitung ist, wie gesagt, mit rückblickenden Sehnsüchten erfüllt. Dazu gehören die Bilder der familiären Harmonie und Treue, in denen die hierarchische Beziehung zwischen den Geschlechtern als Naturverhältnis vorgestellt wird. Das patriarchalische Familienbild beherrscht das Zusammenleben von Mann und Frau. Für die Weiblichkeit ist darin nur eine dienende Rolle vorgesehen.⁹¹ Die in der Ehe auf Dauer gestellte Liebe⁹² ist das Telos aller Liebesbeziehungen. Die Einheit von Liebe und sexuellem Verlangen, ohne die eine Frau nichtswürdig ist⁹³, wird verbunden mit Besitzansprüchen und (gesellschaftlich durchgesetzten) Erwartungen an sie, einer ihr zugeschriebenen Natur gemäß zu sein. Die Frau ist für den Mann da, sie hat für sein Glück zu sorgen und den Haushalt zu besorgen, dem er vorsteht.⁹⁴ Sie findet als Hausfrau, so wird behauptet, zu ihrer natürlichen Bestimmung⁹⁵, wobei die Herrschaft des Hausherrn so selbstverständlich ist, daß sie nicht einmal begründet zu werden braucht. Die Bereitschaft zur Unterwerfung gehört zu den Charaktereigenschaften jeder Frau, sie braucht ihr nicht erst anerzogen zu werden, weil sie

89 J. W. Goethe: Wilhelm Meisters Lehrjahre, in Goethes poetische Werke. Vollständige Ausgabe. Siebter Band. Erzählende Dichtungen. Erster Teil, Stuttgart 1950, S. 294.

90 Vgl. Friedrich Schlegel: Über Goethes Meister, in Friedrich Schlegel: Kritische Schriften, München 1964, S. 469.

91 Vgl. Friedrich Schlegel, a. a. O., S. 469 f.

92 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 429 ff.

93 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 38.

94 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 532, 542.

95 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 421, 431, 554.

schon in ihre Liebesbereitschaft eingesenkt ist. »Die Liebe macht vieles Unmögliche möglich, und endlich geht die dem weiblichen Geschlecht so nötige und anständige Unterwerfung sogleich an.«⁹⁶ Dieses Familienbild der männlichen Herrschaft über unterwerfungswillige Frauen ist ein Naturbild dessen, was sein soll. Es ist für alle Zeiten gültig und wird durch alle Zeiten bestätigt. »So war alles, und so wird alles sein.«⁹⁷

Schon zu Goethes Zeiten stößt dieses Lob der weiblichen Unmündigkeit nicht mehr überall auf Zustimmung. Der Machtkern der väterlichen Autorität und des häuslichen Regimes bleibt aber das herrschende Familienbild der ehelichen Gemeinschaft, wobei Zwang und Unfreiheit, auf denen es beruht, verleugnet und durch Harmoniehalluzinationen überdeckt werden. Der Eintrag der Macht in die emotionalen Beziehungen der Familienmitglieder wird als Einheit von Natur und Gesellschaft gefeiert und der Einschluß des sexuellen Begehrens in die treu Liebenden einer unverbrüchlichen (unauflösbaren) Ehe als Indifferenz von Moral und Natur in menschlichen Angelegenheiten gepriesen. Empört zurückgewiesen wird alles, was dagegen verstößt, und der Ausbruch daraus als Unmoral und Unnatur doppelt gebrandmarkt.

Unterlegt ist die patriarchalische Ordnung von Familie und Gesellschaft, die in allen Zeiten das menschliche Zusammenleben zu bestimmen hat, durch ein Naturvertrauen, das auch den Menschen einvernimmt. Seine innere Natur ist im Vernehmen des Göttlichen aufgeschlossen, das es auch in der äußeren Natur zugänglich macht. Man findet Gott in der Natur, weil man ihn im Herzen trägt⁹⁸, und man weiß sich auf dem rechten Weg, solange man im Einklang mit der Natur voranschreitet.

Friedrich Schlegel hat Goethes Roman in den Rang eines epochalen Ereignisses erhoben und behauptet: »Die Französische Revolution, Fichtes Wissenschaftslehre und Goethes Meister sind die größten Tendenzen des Zeitalters.«⁹⁹ Ungewollt zieht er damit eine Grenze. In den »Wahlverwandtschaften« wird die Harmonielehre widerrufen, die einen sich rundenden Wahrheitsabschluß verkündet. Die Illusion, Anfang und Ende in einer Vollendungsbewegung zusammenführen zu können, wird nicht länger aufrechterhalten. Der Roman erzählt von dem zerstörerischen Einbruch leidenschaftlicher Liebe in das gesittete Zusammenleben einer Ehe. Der Konsens des idealistischen Denkens, wonach die Vergeistigung der Natur in der menschlichen Vernunft und dem in sie eingeholten Willen sich vollendet, zerbricht in den Wahlverwandtschaften und ihrer Abkehr von der Zentralperspektive des begreifenden Bewußtseins. Im unergründlichen Wirken von bewußtseinsentzogenen Naturabläufen ist der Mensch einer Macht ausgesetzt, die ihn durch seine Wissenstäuschungen hindurch unbewußt beherrscht. Die *schicksalsträchtige Selbstverken- nung des aufgeklärten Bewußtseins* und die *Fragwürdigkeit des Glaubens an die Lesbarkeit der Welt* verweisen auf die Begrenztheit der menschlichen Welterschließung, die in wissenschaftlichen und philosophischen Wissensgründungen mißachtet bleibt.

96 Goethe, a. a. O., S. 431.

97 Goethe, a. a. O., S. 628.

98 Vgl. Goethe, a. a. O., S. 482.

99 Friedrich Schlegel: Athenäum. Eine Zeitschrift 1798–1800, Hamburg 1969, S. 139.

Unendliche Deutungen

Goethes "Wahlverwandtschaften" - eine philosophische
Lektüre

Kimmerle, G.

2017, V, 78 S., Softcover

ISBN: 978-3-476-04523-2